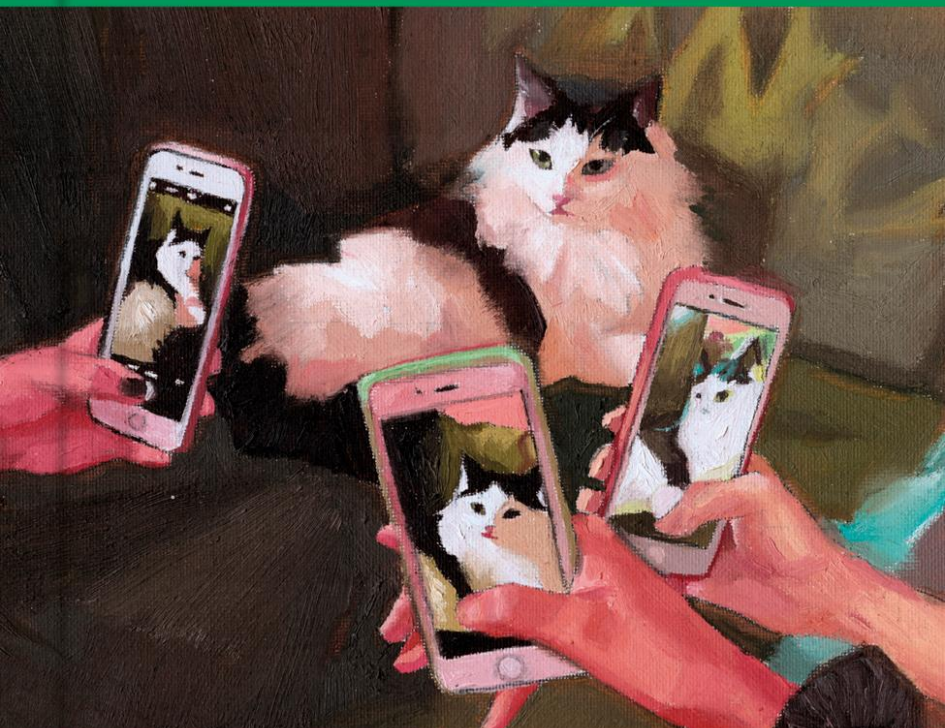


KATZEN & KAPITALISMUS



Courtney
GUSTAFSON

park x ullstein

Courtney Gustafson
Katzen und Kapitalismus



Courtney Gustafson

KATZEN UND KAPITALISMUS



Aus dem amerikanischen Englisch
von Katharina Martl

park x ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Poets Square. A Memoir in Thirty Cats*
bei The Crown Publishing Group, New York.



park x ullstein ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.parkxullstein.de
Instagram: @parkxullstein

ISBN: 978-3-98816-007-2

© 2025 by Courtney Gustafson
© der deutschsprachigen Ausgabe
2025 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Für Monkey

Der Unterschied zwischen *wild* und *verwildert* erscheint vielleicht spitzfindig, ist aber entscheidend. Ein wildes Tier ist darauf gepolt, ohne menschlichen Einfluss zu überleben. Für ein verwildertes Tier gilt das nicht. Verwildert sind Tiere, deren Spezies einst vom Menschen domestiziert und dann aus irgendeinem Grund sich selbst überlassen worden ist. Verwilderte Tiere – ihre Geschichte, ihre Zukunft, ihr Schicksal – sind untrennbar mit der Menschheit verbunden, ihre Leben mit unseren verknüpft.

Verwildert bedeutet bei aller implizierten Wildheit nichts anderes, als dass ein Tier von dem System, das es hervorgebracht hat, im Stich gelassen wurde.

Inhalt

Poets Square – 11

Mein kleines, weiches Herz – 29

Hunger – 45

Männer nennen Katzen Schlampen – 61

Sad Boy und Lola – 79

Bubbles – 101

Mutterschaft – 125

Virale Katzenvideos und der amerikanische Traum – 149

In dieser Geschichte überleben die Katzen nicht – 169

Müll – 187

Ich lasse mich gehen – 209

Der Hotdogmann – 227

Das Taubenhaus – 247

Eine unvollständige Liste der von mir
vergebenen Katzennamen – 267

Danksagung – 269



Poets Square

Ich zog als Erste in das kleine Backsteinhaus im Poets Square. Tims alter Mietvertrag lief noch ein paar Wochen, er packte seine Sachen, räumte seine Schubladen aus und schrubbte alles gründlich genug, um seine Kautions wiederzubekommen. Ich hatte meine bisherige Wohnung schon hinter mir gelassen. Mein ganzes Leben öffnete sich für die Möglichkeiten, die unsere Bleibe, das kleine Mietshaus, das wir zusammen ausgesucht hatten, für uns bereithielt. Ich war bereit für einen Neuanfang.

Ich schlief nur auf einer Matratze in dem Raum, der unser Schlafzimmer werden sollte. Ich malte mir alles aus: die Bilder an den Wänden, die Anlage im Wohnzimmer, die Hintergrundmusik. Das Refugium, das wir uns hier schaffen würden, ein Versteck vor all dem, was gerade auf der Welt passierte. Es war ein ruhiges Viertel. Hier würden wir von allen Problemen verschont bleiben.

Als ich an diesem ersten Abend im neuen Haus allein im leeren Wohnzimmer saß, klang jeder noch so kleine Laut nach. Der Fernseher war noch nicht angeschlossen, das WLAN funktionierte nicht. Ich verbrachte den Abend mit Horchen und tauchte in die Geräusche der Nachbarschaft ein. Ein Geräusch an der

Tür, vielleicht vom Wind. Ein Geräusch im Hinterhof. Etwas, das sich anhörte wie Schritte auf dem Dach.

Immer wieder spähte ich nach draußen – hatte da die Tür gescheppert? Etwas gegen das Fenster geklopft? –, aber ich sah nichts. Vielleicht hätte ich es als Einbildung abgetan, aber meine Hündin Maggie hörte es auch: Ihre Ohren drehten sich immer wieder in Richtung der trippelnden Laute an der Schlafzimerdecke. In dieser Nacht blieb ich wach, hörte die Mülltonnen in der Auffahrt rumpeln und beobachtete, wie der Bewegungsmelder immer wieder die Flutlichter anspringen ließ. Aber keine Spur von irgendjemandem.

Als ich am nächsten Morgen früh aufstand und, durch das Tageslicht wieder mutiger, vor die Tür ging, waren die Spuren unübersehbar. Überall auf den Eingangsstufen, dem Dach, in der Auffahrt sah ich kleine Pfotenabdrücke.



Bevor wir zusammenzogen, lebte Tim zehn Minuten entfernt von mir in der Innenstadt von Tucson in einem Mehrparteienhaus mit einem geschlossenen Innenhof, durch den immer ein paar streunende Katzen strichen. Eine mochten wir besonders, eine große braune, die wir Mushroom Risotto getauft hatten. *Alles kann ein Katzenname sein*, erklärte mir Tim. So hatte ich das noch nie gesehen. Ich zerbrach mir jedes Mal krampfhaft den Kopf über einen passenden Namen. Tim hingegen traf draußen im Dunkeln eine Streunerkatze und benannte sie unumwunden nach unserem letzten Abendessen.

Es war der Sommer, in dem die Berge in Flammen standen. Wir konnten den niedrig dahinziehenden Rauch in der ganzen Stadt riechen. Die Pandemie hatte begonnen, und Tim und ich waren allein in unserer Blase, allein in unserer frischen Bezie-

hung. Ich verbrachte jede Nacht in seiner Wohnung, und vom Balkon seines Hauses aus überblickten wir alles: die heulenden Rettungswagen auf dem Weg zum Krankenhaus, die Proteste vor der Polizeistation, die Flammen, die sich in die Berge fraßen; die Katzen, die durchs Gebüsch wanderten, und ihre gelegentlichen nächtlichen Schreie.

Der Sommer fühlte sich gleichzeitig angespannt und unbeschwert an, wir hatten die Probleme der Welt vor Augen, waren aber irgendwie weit weg von ihnen. Die Brände, die sich durch die Wälder wälzten – was konnten wir schon dagegen ausrichten? Ich ging zur Arbeit, trug Maske, schützte mich vor dem Rauch und konzentrierte mich voll und ganz auf mich selbst, auf Tim, auf mein zukünftiges Leben in unserer gerade aufkeimenden Beziehung. Ich hielt mich damals für einen guten Menschen. Ich hatte die Berge schließlich nicht angezündet. Jeden Abend saß ich bei Tim auf dem Sofa, sah ihm zu, wie er für mich kochte, genoss die Sicherheit seiner abgeschirmten Wohnanlage, die warmen Mahlzeiten, seine Aufmerksamkeit. Jeden Abend begleitete er mich zurück zu meinem Auto, und wir küssten uns im Dunkeln, suchten nach Mushroom Risotto, deren Wuschelpelz in die Nacht verschwand. Das erste Mal in meinem kleinen, unbedeutenden Leben hatte ich das Gefühl, die Welt könnte untergehen, und statt etwas dagegen zu unternehmen, war ich damit beschäftigt, mich zu verlieben.



Bei Tageslicht folgte ich den Pfotenabdrücken ums Haus und versuchte zu rekonstruieren, woher eine Katze gekommen und wohin sie gegangen sein könnte, aber es waren zu viele Spuren, um schlau daraus zu werden. Tim gegenüber erwähnte ich nichts, auch nicht, als schon ein paar Wochen ins Land gegangen und

wir gemeinsam in unser neues Schlafzimmer gezogen waren. Jede Nacht hörte ich die Katze – zwei Katzen? Vielleicht drei? – auf dem Dach heruntänzeln, vom Zaun springen, über die Auffahrt huschen.

Ständig hatte ich Angst, alles zu vermasseln. Zum ersten Mal seit Jahren hatte ich das Gefühl, dass etwas in meinem Leben richtig lief, dass ich einfach ins Bett kriechen, mich behaglich und geborgen wissen konnte, ohne Sorgen, ohne Verantwortung, ohne irgendwem etwas schuldig zu sein. Sicherlich stammten die Geräusche nur von einer Nachbarskatze.

Die Gegend war ruhiger als mein altes Viertel, und auch dunkler, es gab keine Straßenlaternen, und vom Hof aus konnte ich die Sterne deutlicher sehen als an jedem Ort, an dem ich bisher gelebt hatte. Wenn Tim ins Bett gegangen war, schlich ich mich jeden Abend im Dunkeln hinaus, stand still da und bestaunte die Sternbilder, die sich über mir erstreckten. Dabei wusste ich, dass ich eigentlich nach etwas anderem als Sternen Ausschau hielt. Wenn ich nur lang genug stillhielt, sah ich sie: leuchtende Augenpaare, ein raschelnd im Gebüsch verschwindender Schwanz. Da waren mehr als drei Katzen. In der Dunkelheit beobachteten wir einander.



Ist dir aufgefallen, fragte Tim eines Morgens, als er gerade in unserer neuen Küche Kaffee kochte, *dass hier immer ein paar Katzen rumlaufen?*

Ja, sagte ich. *Ein paar.*

Die erste Katze, die ich bei Tageslicht sah, war grau und weiß, dünn und langbeinig, und sie schlief tief und fest auf der Motorhaube meines Autos, als ich gerade das Haus verließ, um zur Arbeit zu fahren. *Entschuldigung*, flüsterte ich, und als ich mit meinem Schlüsselbund klimperte, riss sie ihre gelben Au-

gen weit auf, machte einen panischen Katzenbuckel und schoss davon. Als ich am Abend nach Hause kam, saß eine schwarze Katze auf den Eingangsstufen. Am nächsten Morgen huschte ein buschiger orangefarbener Schwanz ins Gebüsch, auf dem Zaun hockte eine dreifarbige Katze. Im Haus schleppte Tim Kisten. Wir wickelten immer noch Tassen aus, um in der Küche unseren Morgenkaffee zu trinken.

Ah ja, sagte er, als ich von der bunten Katze erzählte. *Die hab ich heute auch schon gesehen*. Er linste durch die Jalousien nach draußen. *Oh*, sagte er. *Das ist eine andere*.

Ich schwöre, es kam vor, dass ich aus dem Fenster schaute und dort eine einsame schwarze Katze wie ein Omen sitzen sah, und wenn ich eine Sekunde später erneut schaute, saß da stattdessen eine weiße. Mit jedem Wimpernschlag schien da draußen vor dem Haus eine neue Katze aufzutauchen, wie durch ein Portal. Ich ging raus, um die Post zu holen, und als ich in den Himmel schaute, saß da eine riesige Katze in der Krone unseres Baums und blickte auf mich herunter. Ich öffnete die Hintertür, und vor mir stand plötzlich eine geschmeidige Siamkatze, die Beine dunkel, als trüge sie kniehohe Stiefel, und mit extrem schielenden blauen Augen. Es war wie in einer Show mit versteckter Kamera, als wollte jemand herausfinden, wie viele verschiedene Katzen er in unserer Ausfahrt aussetzen konnte, bis wir durchdrehten.

Ich machte mir Notizen, führte Buch über die Katzen. *Die weiße, die du heute Morgen gesehen hast*, fragte ich Tim bei einem unserer Telefonate in der Mittagspause. *Hatte die kurzes Fell oder langes?* Ich hatte ein kleines Notizbuch gezückt, kontrollierte meine Liste. *Langes*, sagte er. *Und auch nicht ganz weiß. Sie war ein bisschen rot am Schwanz*.

Die war neu. Ich machte einen Eintrag.

Wo kommen die denn her?, fragte Tim. *Wo verstecken die sich?* Bei der Hausbesichtigung hatten wir keine einzige Katze gese-

hen. Tagsüber ließen sie sich immer noch kaum blicken. Wir sprachen die Vermieterin darauf an, stellten uns extra bei den Nachbarn vor, um herauszufinden, ob sie etwas über die Katzen wussten. Ein bisschen hatte ich Angst, dass sie Nein sagen würden, dass ich mir vielleicht alles nur einbildete. Die Vermieterin meinte, die Katzen gehörten wohl einem Nachbarn. Auch an ein paar herrenlose Katzen erinnerte sie sich vage. *Jaja*, sagten die Nachbarn und winkten ab. *Hier sind ein paar Streuner unterwegs.*



Zu der Zeit, als wir zusammenzogen, machte Tim viel Risotto. Er kochte gern, und ganz besonders gern immer und immer wieder das gleiche Gericht, feilte und justierte an den Aromen. Mein ungeübter Gaumen konnte nie einen Unterschied schmecken, aber Tim nickte, schmatzte, kostete jeden Löffel aus und merkte, wie er sich nach und nach verbesserte. Ich beneidete ihn. Um seine Hingabe, seine Präzision.

Fast jeden Abend bereitete Tim einen großen Topf voll zu, stand über den Herd gebeugt und rührte ohne Unterlass, während ich es mir auf der Couch gemütlich gemacht hatte oder in der Küche herumwerkelte. Ich kochte nicht. Dass ich mich kaum selbst versorgen konnte, war mir immer wie ein großer Makel vorgekommen. So gut umsorgt hatte ich mich schon lange nicht mehr gefühlt, und ich genoss es in vollen Zügen. Jahrelang war ich im Überlebensmodus gewesen, hatte allein gewohnt, und es hatte mich so ermüdet, dass ich nichts mehr in mir hatte, um mich um jemand anderen zu kümmern.

Und dann waren da plötzlich täglich diese dampfenden Schalen voll buttrigem Reis, sämig eingekocht, die nussigen Pilze, der Käse, den Tim darüber rieb. Das gemütliche Haus, das wir auf einmal teilten. Die Katzen vor der Tür. Wir hatten ange-

fangen, ihretwegen zu streiten, nur ein klein wenig. Ich machte mir Sorgen um die Katzen, um jede einzelne, selbst um die, die ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen hatte. Meiner letzten Zählung zufolge waren es mindestens ein Dutzend. Wie lange überlebten sie schon da draußen? Sollte ich sie füttern? Ich vermied es ganz bewusst, ihnen Namen zu geben, um nicht mein Herz an sie zu hängen.

Inzwischen war es September geworden und das Feuer in den Bergen bis auf ein schwelendes Band am Horizont erloschen. Von unserem Hinterhof aus konnte ich sie sehen, die Brandnarbe, die roten Streifen des Feuerschutzmittels, das von den Hubschrauben abgeworfen wurde. *Siehst du*, dachte ich bei mir, als ich mich in unser neues gemeinsames Bett kuschelte. *Sie haben das Feuer auch ohne deine Hilfe gelöscht*. Wenn ich etwas nur lang genug ignorierte, würde sich schon jemand anders darum kümmern.

Die ganzen Katzen, die da draußen schrien: Sie brauchten mich nicht. Fast hätte ich mir geglaubt.



Als Kind hatte ich eine solche Schwäche für Katzen, dass ich oft so tat, als wäre ich selbst eine. Weit über das Alter hinaus, in dem das noch als süß durchging, krabbelte ich auf allen vieren und verweigerte das Frühstück, wenn meine Eltern mir die Cornflakes nicht in einem Katzenschälchen auf dem Boden servierten. Wir hatten eine Katze – eine mürrische Dreifarbige mit einem aus unerfindlichen Gründen immer fettigen Fell –, und obwohl sie sich kaum von mir anfassen ließ, fand ich sie ganz reizend, beinahe magisch, diese seltsame kleine Kreatur, die einfach bei uns wohnte und nichts tat, außer dazusitzen und zu fauchen. Die holzvertäfelten Wände meines Kinderzimmers wa-

ren tapeziert mit Hochglanzpostern von Welpen und Kätzchen, auf deren Näschen sich Schmetterlinge niedergelassen hatten, Tierbabys, die aus Körben purzelten und in Gärten posierten.

Ich liebte Tiere. Ich war ein Katzenmensch.

Was mir nicht klar war, selbst als Erwachsene, die hin und wieder die Hunde im Tierheim Gassi führte, war die animalische Natur echter Tiere, ihre Wildheit. Ihre biologische Veranlagung. Wie sie gebären und wie sie sterben, wie sie sich fortpflanzen und was sie tun, um zu überleben.

Katzen waren mir immer ein Trost gewesen: Sie waren sanfte Wesen, die ihr ruhiges Leben in unseren Häusern verbrachten, sich vor dem Kamin einrollten, mit den Pfoten eine Wolldecke kneteten, immer schläfrig und zufrieden. Nie hatte ich darüber nachgedacht – darüber nachdenken *müssen* –, was mit Katzen passiert, wenn man sie nach draußen verfrachtet und sich selbst überlässt, wenn sie zu ihrer Wildheit zurückkehren und ihre ganze brutale Veranlagung ihren Lauf nimmt.

Ich wusste nicht, wie man Tiere so lieben sollte.

Meine einzige Erfahrung mit toten Katzen, eigentlich überhaupt mit dem Tod, hatte ich mit der bunten Katze meiner Kindheit gemacht, die im Alter von fünfzehn Jahren, ohne zu leiden, im Arm meiner Mutter beim Tierarzt starb. Ich war dabei gewesen, war mit im Raum geblieben, obwohl der Tierarzt mich gefragt hatte, ob ich gehen wolle. Tapfer war ich mir vorgekommen, als könnte ich damit behaupten, ich hätte dem Tod beigewohnt.

Doch ich hatte bloß einem Tod beigewohnt, der mit Edelstahl und einer Spritze eingeleitet wurde. Dem Geschenk eines schmerzlosen Endes nach einem langen Leben. Für eine Katze, die nie ohne Menschen gewesen war, keinen Tag in ihrem fünfzehnjährigen Leben.

Die Katzen draußen vor dem Haus im Poets Square hatten keine Menschen. Sie schienen sie auch nicht zu vermissen. Sie

waren verwildert, flohen vor uns. Sobald wir die Tür öffneten, nahmen sie fauchend Reißaus, stoben auseinander. Sie schienen einer ganz anderen Spezies anzugehören als die Katzen, die ich kannte. Wie sie unseren Müll durchwühlten und davonschossen, durch die Dunkelheit huschten und mit ihren kleinen Tatzen übers Dach kratzten, hätte es sich genauso gut um eine Waschbärenfamilie handeln können.

Tim war in einem Trailer in einer ländlichen Gegend aufgewachsen, hatte seine Zeit in der Landjugend verbracht, und kannte den Umgang mit Tieren in all seinen Facetten. Auch ihre hässlichen Seiten. Ihm war lange vor mir klar, was den Katzen um unser Haus blühte. Wie sie sich vermehren und wie sie sterben würden, wie wenig wir dagegen in der Hand hatten. *Fressen sie Vögel?*, fragte ich ihn. *Gibt's hier Mäuse?* Ich begriff nicht, wie sie überlebten. Begriff nicht, dass sie das eben nicht taten.

Tim hatte Hofkatzen gehabt, Streuner. In seiner Kindheit war es ganz normal gewesen, dass manchmal eine Katze auftauchte und Kätzchen warf und dass diese Kätzchen es nicht alle schafften. *Oh Gott*, sagte ich die ganze Zeit, angesichts all der Dinge, über die ich mir noch nie hatte Gedanken machen müssen. Es dämmerte gerade, und wir beobachteten ein paar der Katzen, die um den Hof streiften. An Kätzchen hatte ich noch gar nicht gedacht. Waren hier etwa irgendwo Kätzchen? Hatte ich klitzekleine Pfotenspuren übersehen?

Tim zuckte mit den Schultern. *Denen geht's gut. Sie haben lange genug ohne dich überlebt.*



Die Katzen waren auch eine Plage. Ich hatte schon einen Hund, meinen süßen, tollpatschigen Boxer-Mischling Maggie, und unsere Wahl war nicht zuletzt wegen des umzäunten Grund-

stücks auf das Haus im Poets Square gefallen, damit sie dort in Ruhe im schattigen Gras liegen konnte. Aber Maggie, das wurde uns bald klar, sah die Katzen als Beute an. Ich musste den Garten kontrollieren, bevor ich sie rauslassen konnte, und die Katzen kletterten auf die Mauer, um sie aus sicherer Entfernung zu ärgern. Manchmal schärften sie an der Fußmatte vor der Haustür ihre Krallen, und das Geräusch versetzte Maggie in Rage. Sie warf den Kopf in den Nacken, fixierte winselnd die Tür. Die ganze Nacht starrte sie die Decke an, wo sie sie hin und her laufen hörte.

Ich machte mir Sorgen, Maggie könnte eine Katze verletzen. Oder ich. Jeden Morgen hämmerten Tim und ich mit der Faust auf die Motorhauben unserer Autos, und eine Katze – jeden Tag eine andere – kam aus dem Motor geschossen, bevor wir ihn anließen. Ich fing an, die gesamte Auffahrt zu kontrollieren, bevor ich zur Arbeit aufbrach, stieg immer wieder aus meinem Auto, um dreimal zu überprüfen, dass keine Katzen hinter meinen Reifen saßen. Die Katzen buddelten Löcher im Garten, zerkratzten das Dach, pinkelten überallhin. Der Geruch machte Maggie jeden Morgen ganz verrückt. Inzwischen zählte ich dreißig Katzen.

Als ich Google um Rat fragte – *Was tun bei Streunerkatzen auf dem Dach?* –, bekam ich Werbung für einen Kammerjäger angezeigt.

Schnelle, diskrete Lösung Ihres Katzenproblems, hieß es in der Anzeige. Was genau sie mit den Katzen machen würden, stand da nicht. Schnell klappte ich den Laptop zu, spürte, wie sich die Scham in meinem Körper ausbreitete. Ich ging raus und entschuldigte mich bei der Nachtluft, in der Hoffnung, dass die Katzen es in ihren Verstecken in den Dachvorsprüngen hörten.

Sosehr sie auch nervten, stand es nie zur Debatte, dass ich sie ins Herz schließen würde. Die schmutzige Dreifarbigkeit, die

immer fauchte, wenn ich an ihr vorbeikam. Die neue Weiße, die eines Nachts auftauchte, mich aus einer Ecke mit ihren aufgerissenen dunklen Augen anstarrte und dann abhaute.

Es gab eine kleine rote Katze, die mir manchmal hinterherlief, wenn ich zum Briefkasten ging, und eine riesige rote, die mich immer mit gleichmütiger Miene vom Dachrand aus musterte. Vor der Tür saß andauernd eine winzige braun getigerte mit ernstesten grünen Augen und schaute ängstlich drein.

Einige der Katzen waren nicht auseinanderzuhalten. Ich dachte, da wäre nur eine grauweiße, bis ich zwei gleichzeitig sah, und dann drei, und dann vier. Keine der Katzen ließ sich von mir anfassen, die meisten rannten weg und versteckten sich, wenn ich vor die Tür trat. Also beobachtete ich sie wie im Zoo durch die Scheibe. Immer häufiger ertappte ich mich dabei, wie ich aus dem Küchenfenster schaute, während die Katzen da draußen ihr Dasein fristeten. Wie ich sie studierte, katalogisierte, beinahe misstrauisch beäugte. Wie ich sie herausforderte, etwas von mir zu verlangen.

Und eines Tages, ich stand gerade in der Küche, schrieb Tim mir aus der Auffahrt eine Nachricht.

Babe, las ich. *Ich streichle gerade eine Katze*. Es war die Katze, die wir schließlich Beebs nennen würden, kurz für BeeBee, was wiederum die Kurzform für Belinda war. Nur ein Quatschname, den wir uns am Abend aus den Fingern saugten, als schuldeten wir einer Katze, die wir einmal berührt hatten, eine Identität. Beebs war zutraulich und grau getigert, und an diesem Abend beobachtete ich, wie Tim in seiner Arbeitskluft am Straßenrand hockte und sie ihren Kopf an seiner Hand rieb.

So fing es an.



Nach Beebs nannten wir eine der Katzen Monkey. Es war die fauchende Dreifarbigke mit den schwarzen und roten Flecken. Nach Monkey bekam ihre Schwester einen Namen, auch sie bunt, aber das Negativ; sie war vor allem weiß, mit nur wenig Schwarz und Rot am Schwanz. Sie nannten wir Reverse Monkey.

Ich notierte Namen und Beschreibungen auf meiner Liste, versuchte, alle zu identifizieren, die sieben weißen Katzen mit blauen Augen, die drei bunten, die zwei roten und die vielen braun getigerten Katzen auseinanderzuhalten.

Den Katzen Namen zu geben war gefährlich, das wusste ich. Sie unterscheiden zu können bedeutete auch, dass ich merkte, wenn eine fehlte. Vorher waren sie nur eine vielköpfige Masse gewesen, eine ständig wechselnde, willkürliche Rotation von Tieren, die in unserer Auffahrt auftauchten, aber jetzt, da ich sie zuordnen konnte, erkannte ich sie wieder, und ich wusste von der ersten Sekunde an, dass mich das komplett vereinnahmen würde. Jeden Morgen hielt ich Ausschau nach BeeBee, Monkey und Reverse Monkey. Und nach den Katzen, die wir Stephanie und Rihanna getauft hatten, nach Georgie und Alien, Mr. Business und Dr. Big Butt und Sad Mouth Sam. Und nach Muppet und Mini und Sad Boy und Mama, Potato und Possum und Hambone.

So alberne Namen für so ernsthafte Katzen. Sam war die Siameskatze mit den schielenden Augen und dem schiefen Maul, die mich immer von unter dem Nachbarsauto anstierte. Stephanie hatte langes schwarzes Fell, saß oft auf unseren Eingangsstufen und nieste durch ihre rotzverkrustete Nase. Hambone hatte kleine Wunden am Rücken und war die schreckhafteste Katze, die ich je gesehen hatte, ständig zitterte er und fürchtete sich vor seinen eigenen bebenden Schnurrhaaren.

Reverse Monkey war ein winziges, verhuschtes Ding. Sie begriff jetzt langsam, dass wir wirklich hier wohnten, lernte unsere Routinen und wartete vor der Tür auf mich, nur um dann hoch-

zuschrecken, wenn ich sie öffnete. Sie blinzelte mich die ganze Zeit aus ihren großen gelben Augen an, neugierig und ein wenig ängstlich zugleich. Eines ihrer Augen war entzündet und immer rot und nässend, das kleine weiße Gesicht schleimverschmiert. Ich hatte mir angewöhnt, morgens meinen Tee in der Auffahrt zu trinken, während Reverse Monkey mich aus fünf Metern Entfernung fixierte, dann nur noch aus zwei Metern und schließlich aus anderthalb. Sie behielt mich dabei so argwöhnisch im Auge, als könnte ich mich jeden Moment auf sie stürzen.

Wäre da nur sie in der Auffahrt gewesen, hätten wir nicht dreißig Katzen um unser Haus gehabt, sondern nur eine, nur Reverse Monkey, hätte ich gewusst, was zu tun ist. Als Kind hatte ich immer wieder Streuner gefüttert, die maunzend vor unserer Haustür aufgetaucht waren. Ich wusste, was das Richtige war. Wenn eine abgemagerte Katze vor der Tür steht, machst du ihr auf. Aber das mathematische Problem, vor dem ich jetzt stand – das Richtige tun, aber multipliziert mit dreißig –, überforderte mich. Die Rechnung ging einfach nicht auf. Ich liebte Katzen. Ich wollte ihnen helfen. Aber es waren dreißig Stück. Ich konnte keine dreißig Katzen mit ins Haus nehmen.

Eigentlich konnte ich sie nicht einmal draußen füttern. Unser Mietvertrag verbot uns ausdrücklich, Tiere im Hof zu füttern – ob die Vermieterin mit der Klausel die Katzen meinte, war unklar –, und so einfach es im Nachhinein erscheint, diese Regel anzufechten, so fragwürdig war es in diesem Moment, dafür sein Dach über dem Kopf zu riskieren. Wir steckten mitten in einer Pandemie, Wohnungen waren rar, und die Mieten explodierten. Jeden Tag wurden Leute obdachlos, verloren ihre Jobs und infizierten sich auf der Straße mit Covid. Katzenfutter war teuer, und Katzenfutter für dreißig Katzen war mit meinem Budget keine Option. Mehr als einmal streifte ich durch die Tierfutterregale bei Walmart, addierte im Kopf die Preise und kapitulierte.

Ich dachte an Reverse Monkey in unserer Auffahrt, an all die abgemagerten Katzen, die unsere Autos umkreisten. Dachte: *Vielleicht wäre ich mit mehr Geld ein besserer Mensch.*



Das Haus im Poets Square hatte so viel Liebenswertes an sich. Unsere Vermieterin hatte dort mit ihrem Sohn gewohnt, in der Küche sah man noch die Striche am Türrahmen, mit denen sie seine Größe gemessen hatte. Die Schlafzimmertür war in einem kindlichen Grünton gestrichen, an der Decke klebten noch Leuchtsterne. Wie sehr ich mir wünschte, mein Leben wäre voller Güte und Fürsorge. Ich wollte mich daran wärmen. Daran, wie Tim für mich kochte, am süßen Pfannkuchenduft, der mich morgens weckte. Ich war nie eine Optimistin gewesen, aber so stark wie jetzt hatte ich noch nie unter dem Zustand der Welt gelitten, unter all den Dingen, die falsch liefen und die ich nicht in Ordnung bringen konnte. Die Pandemie wütete weiter, in unserem Bekanntenkreis starben Menschen. Meine Familie lebte auf der anderen Seite des Landes. Mein Job, mein kaltes, leeres, steriles Büro erschienen mir trostlos.

Draußen jaulten die ganze Nacht die Katzen.

Wenn wir beim Abendessen auf der Couch eine Katze schreien hörten, lief ich raus, ließ alles stehen und liegen. Ich hatte neuerdings ständig ein flaues Gefühl im Magen, das sich nur lindern ließ, indem ich mich im Schneidersitz draußen in die Auffahrt setzte und mich stumm von den Katzen umkreisen ließ, sodass ich alle im Auge behalten konnte. Ich beobachtete die Bewegungen ihrer dunklen Silhouetten auf dem Dach, das Blitzen ihrer leuchtenden Augen in den Bäumen.

Bald machte ich tägliche Bestandsaufnahmen, drehte Kontrollrunden, musste mich ständig vergewissern, dass alle okay

waren. Ich verstreute heimlich kleine Mengen Trockenfutter im Carport, in der Hoffnung, dass die Vermieterin es nicht merkte. Ich stellte eine Schale mit frischem Wasser in den Schatten der Mauer. Ließ eine einzelne zusammengelegte Wolldecke vor der Tür liegen. Meine kleine Opfergabe an die Katze, die sie sich aussuchen würde.

Ich weinte viel. *Ich weiß, dass ich nicht alle retten kann*, sagte ich zu Tim. *Ich will sie nur nicht leiden sehen*.

Das erschien mir damals selbstlos. Es würde noch ein Jahr dauern, bis ich darüber nachdachte, wo der Unterschied lag zwischen *Ich will nicht, dass sie leiden* und *Ich will sie nicht leiden SEHEN*. Wie leicht es mir gefallen war, mich für einen guten Menschen zu halten, bis das Leid direkt vor meiner Tür stattfand. Bis ich gezwungen war, ihm in die Augen zu sehen.

Reverse Monkey hatte Anspruch auf die Decke neben der Tür erhoben, jeden Morgen fand ich sie dort. Eingerollt gegen die Kälte, sah sie zu mir hoch, als wollte sie mich anflehen; mir etwas mitteilen, das ich nicht begriff. Dass sie trächtig war, wusste ich nicht.

Die Katzen jaulten die ganze Nacht, und morgens tauchten sie mit Wunden auf, plötzlich humpelnd und blutig, mit zerfetzten Gesichtern. Sie hatten stumpfes Fell, vorstehende Rippen. Es waren so viele, und jeden Tag sah ich zu ihnen hinaus und empfand Scham, ein dumpf brennendes Schuldgefühl, von dem ich nicht wusste, wohin damit, ganz ähnlich dieser spezifischen Scham eines Kindes, das auf dem Jahrmarkt einen Goldfisch gewonnen hat und ihn tags darauf mit dem Bauch nach oben im Wasser findet. Als hätte ich ein Lebewesen im Stich gelassen, ohne überhaupt die Chance gehabt zu haben, es besser zu machen.



Ich begann, von Mushroom Risotto zu träumen, dem Kater aus dem Hof von Tims alter Wohnung. Wie leichtfertig hatten wir ihm einen Namen gegeben, ihn jeden Abend begrüßt. Gehörte er jemandem? War er ausgebüxt? Er hatte immer neugierig gemaunzt, wenn wir uns dort im Dunkeln zum Abschied geküsst hatten. Wir hatten die Tage gezählt, bis wir uns endlich nicht mehr jeden Abend trennen mussten, bis wir jeden Morgen im selben Haus aufwachen würden. *Gute Nacht, Mushroom Risotto*, sagten wir, und er flitzte davon, knapp außer Reichweite, und sah uns ängstlich und sehnsüchtig zugleich an. War er ein Streuner? Waren da noch mehr? Ich hatte seine Existenz einfach hingenommen. Nie war mir in den Sinn gekommen, ihn zu füttern.

Im Poets Square fragte ich mich immer wieder, wie unsere Vormieter mit den Katzen umgegangen waren, warum ihnen offenbar niemand sonst geholfen hatte, warum die Nachbarn mich abwimmeln. *Hier sind ein paar Streuner unterwegs*, hatten sie gesagt.

Das Haus hatte einen überdachten Carport, aber statt eins unserer Autos dort zu parken, reservierten wir den Platz für die Katzen. Wenn es regnete, heftige, sintflutartige Monsunstürme aufzogen, versammelten sie sich alle im Carport und versuchten, trocken zu bleiben. *Da draußen hockt eine Horde nasser Katzen*, sagte Tim dann, und nach dem Sturm ging ich mit trockenen Handtüchern und Leckerli nach draußen. Nach und nach schleppte ich immer mehr Zeug dorthin, kleine Betten, Spielzeug, und jeden Morgen sah ich als Erstes nach den Katzen im Carport. Die Betten waren voller Katzenhaare, die Leckerli längst vertilgt.

Ich wollte die Katzen lieben, wie ich es gewohnt war: mit albernen Namen und niedlichem Spielzeug, einer Handvoll Leckerli und warmen Decken. Die Katzen fauchten und türmten

weiterhin, weigerten sich, vom Dach zu kommen. Sie scharten sich um die kleinen Mengen Futter, die ich mir leisten konnte. Das Spielzeug ließen sie links liegen. Sie wussten nicht, wie man spielt. Sie kannten ihre Namen nicht. Mir wurde klar, dass sie sich paarten, wenn sie die ganze Nacht jaulten und schrien. Sie vermehrten sich. Sie kamen zu Schaden. Sie starben.

Ich dachte an die bunte Katze meiner Kindheit, die ich hatte sterben sehen. Das hier war etwas völlig anderes.

Diese Katzen starben langsam, an Krankheit und Hunger, oder sie starben plötzlich, auf der Straße, während Autos vorbeirasteten. Sie starben, bevor sie überhaupt geboren wurden, und das ist meine schmerzlichste Erinnerung aus jenen ersten Monaten im neuen Haus: wie ich eines Morgens in die Kälte hinausging und Reverse Monkey in einer Ecke kauern sah, schwer atmend, mit ihren toten Kätzchen.

Mein ganzes Leben lang hatte ich Tiere geliebt. *Wie traumhaft*, sagten die Leute, wenn ich ihnen erzählte, dass ich versehentlich in ein Haus mit dreißig Streunern gezogen war.

Du Glückliche, sagten sie. *Ich liebe Katzen*.

Auch ich liebte Katzen, aber so hatte ich Katzen noch nie geliebt: in ihrer wildesten, brutalsten Form, von der Natur erteilt, sodass ihnen nur noch Leid, Hunger und Tod blieben. Ich sammelte Reverse Monkeys tote Kätzchen auf, bettete sie mit einer Decke in eine Schachtel, als wären sie noch am Leben, und ließ meinen Blick über die Auffahrt schweifen wie nach einer Schlacht. In meinem Kopf hallten Tims Worte wider: *Sie haben lange genug ohne dich überlebt*.